

Reinhold Schneider

Das Ringen um den wahrhaftigen Frieden aber gehört zu den edelsten Kennzeichen europäischer Tradition. (FW.p.264)

Rudolf Plott

Der Friede in der Welt.

Unter dem Titel "Schwert und Friede", dem 8. Band der "Gesammelten Werke", finden sich neun Ansprachen und Essays Reinhold Schneiders zum Thema "Friede", niedergeschrieben in den Jahren 1944 bis 1956.

Reinhold Schneider hatte am 23.9. 1956 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels verliehen bekommen, ein Zeichen, daß das Anliegen des Schriftstellers in seiner Zeit verstanden worden ist.

Die Laudatio in der Paulskirche hielt Werner Bergengruen. Ihr Titel war: "Reinhold Schneider und der Friede". "Reinhold Schneider nennt den Namen des Friedens nicht, weil er vorteilhafter, sondern weil er heiliger ist als der Krieg. Friede ist ihm nicht eine Forderung der Prosperität und des ungestörten materiellen Wohlbehagens - hier sollten alle Mißverständnisse beseitigt werden - sondern die Erfüllung eines göttlichen Gebotes. Sein Friedensruf ist der Ruf eines Mannes, der seinen Ort nicht in Organisationen und Kanzleien hat, sondern in der Einsamkeit des Geistes; eines Mannes, welcher der Sache des Friedens eher in einer halbverfallenen Kapelle zu dienen meint, als in einem prunkvollen Völkerpalast und in lärmigen Kongreßhallen; des Mannes ohne Apparat. Ja, er ruft nicht einmal so sehr zum Frieden auf, sondern zu jener Sinneswandlung, die allein die Voraussetzungen für den Frieden schaffen kann. Er strebt danach, den Frieden in sich zu verwirklichen, soweit dies dem Menschen gewährt ist." (CK, p.232)

Daß das Thema Friede eines der großen Themen ist, das sich durch das Gesamtwerk des Dichters zieht, hat seinen Grund auch in der Tatsache, daß Reinhold Schneider in seinem Leben zwei Weltkriege erlebt, die Ungerechtigkeiten und Unwahrhaftigkeiten des Nationalsozialismus erfahren hat und Zeuge des anbrechenden Atomzeitalters gewesen ist. Seine Frage, woher Friede kommen soll, wenn die Gedanken über ihn nicht aufbrechen, "da die Trümmer noch rauchen und die Toten unbegraben liegen, der Haß wieder aufzuglühen droht," (CK,p.469) ist nicht nur rhetorisch gemeint. Der Friede

erscheint bei ihm nicht zuerst an fernen Horizonten, sondern schon als Ausgangspunkt seines Denkens. "Der Friede ist immer da und nie," ist Ausdruck seiner Erfahrung im eigenen Leben und in allem, was die Natur, die ihn umgibt, bezeugt. Das Wort Friede "so ernst zu nehmen wie irgend möglich", es dem Bereich der Pragmatik, des Mißbrauchs, der Lüge zu entziehen, ist Absicht seiner Schriften über den Frieden. Sein Friedensengagement ist das eines Christen, der sich bemüht, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen.

Reinhold Schneiders Dankesworte am Tag der Verleihung des Friedenspreises tragen den Titel: "Der Friede der Welt". Diese Frankfurter Rede und die vier Tage später in Düsseldorf gehaltene sind ein Höhepunkt in Reinhold Schneiders historisch-philosophischer Essayistik.

In dem ersten Essay (Wiesbaden 1956) gibt Reinhold Schneider einen ausführlichen Überblick über die Gedanken zum Frieden, wie sie Männer in der Geschichte der europäischen Gedankenwelt ausgedrückt haben. Er ist sich natürlich bewußt, daß Vorschläge eines Einzelnen, auch wenn sie ihm als Lösungen erscheinen, als solche nicht verbindlich sein können. Denn Friede kann nur "im Ganzen des geschichtlichen Prozesses" gefunden werden. (p.262)

Friede und Engagement für den Frieden haben immer auch mit persönlicher Entscheidung und Freiheit zu tun. So ist uns immer als Frage aufgetragen, ob wir in der äußeren Gefährdung unserer persönlichen Freiheit bereit sind, sie aus dem Wesen dieser Freiheit heraus und aus unserer Existenz zwar zu verteidigen, aber "nicht mit Vernichtungspotenzen von letzter Tragweite." (ibid.) Daß es - aus was auch immer für Gründen - in der Vergangenheit den Begriff des "gerechten Krieges" gegeben hat, ist für R. Schneider ein "propagandistischer Schleier", den es zu zerreißen gilt, ohne auf die Frage nach der gestrigen Berechtigung dieses unhaltbaren Gedankens eingehen zu wollen. Nur wenn wir die Unhaltbarkeit dieses Gedankens durchschauen und uns das Herz zum Augenblick fassen, besteht die Hoffnung, daß Friede einkehren wird. Die Entscheidung des Generalobersten Ludwig Beck, den unverantwortbaren Befehl zu verweigern und dadurch die Ehre hinzugeben, ist, trotz der Anerkennung der Taten großer Feldherren und der Opfer tausender unbekannter Soldaten, eine Entscheidung, die einen anderen Ehrbegriff verkündet. Der Name Becks steht "für eine Gruppe edler Männer, die in den bisher gültig gewesenen Ehrbegriffen erzogen worden waren. In einer ganz bestimmten Situation mußten sie erkennen, daß die Pflicht nicht mehr heilig, der Sieg nicht mehr Ruhm, der Befehl nicht mehr gültig war. ... Die höchste Freiheit des Menschen ...ist die: sich zu opfern." (FW, p.366)

In seinem geistesgeschichtlichen Überblick faßt R. Schneider als

erstes die Lehre des Völkerlehrers Hugo Grotius zusammen. Nach ihm ist die Menschengemeinschaft eine Gemeinschaft eingeborenen göttlichen Rechts, eines Rechtes, das auch im Krieg seine Verbindlichkeit nicht verliert. "Wo der Mensch ist, da muß auch sein Recht sein. Und Recht gilt für alle. Es ist das Menschliche selbst - und das heißt: das Göttliche der Menschheit." (p.268)

Dieses Recht soll Grundlage sein für das Zusammenleben zunächst der europäischen Christenheit, aber dann auch für das der Menschheit.

Im Widerspruch zur ganzen empirischen Welt, der persönlichen wie der geschichtlichen, verkündet Johannes Kepler die Harmonie der Gestirne, seine Antwort auf die Zerrissenheit der Welt, an der er litt.

Diese Harmonie ist erkennbar, aber nur soweit wir sie uns konstruieren, nimmt Albert Einstein die Idee Keplers wieder auf, trotz der modernen Theorien, die das All als eine Explosion zu begreifen suchen.

Wo aber ist diese Harmonie, der "Friede auf Erden" zu finden, fragt R. Schneider. Sicher nicht in der Natur, über der ein Friedensschleier zu hängen scheint. Denn Friede und Streit in der Natur sind nicht von einander zu trennen. Beide sind Wirklichkeit. Der Friede "ist ein Bild, von uns konstruiert, empfunden, konstruierte, in die Welt getragene Sehnsucht. Er ist Sache des wollenden Menschen, vielleicht seine heiligsten Sache, die heroischste." (p.275)

Trotz dieser Sehnsucht nach Frieden, weiß R. Schneider auch, daß es Kämpfe, vernichtende Kriege waren, die durch die Jahrhunderte Europa, das was es heute ist, geschaffen haben. "Man wird träumen können von einer Kulturwelt ohne Krieg," aber es ist nicht unsere empirische Welt, die Welt die wir kennen und lieben.

Immanuel Kant kennt keinen Friedensschluß in der Weltgeschichte. Er kennt nur Waffenstillstände, Friedenslügen, Verträge Erschöpfter, Besiegter, zur Einsicht gelangter, die sich zum Aufschub der Feindseligkeiten entschließen.

Friede im eigentlichen Sinn des Wortes bedeutet einen unveränderlichen Zustand, "das Ende aller Hostilitäten" (p.281). Sein Symbol ist der König, dem ein Herzog mit seiner Gewalt über Leben und Tod gegenübersteht. In Shakespeares Königsdramen erkennen wir noch diese Teilung der Gewalten. Der Usurpator wird von der Krone vernichtet, wenn es ihm nicht gelingt, als König Frieden zu schaffen.

Auch Dante grüßte den Weltmonarchen, das Abbild des Königs der Könige, den Friedensfürsten, den Wahrer der Weltgerechtigkeit. Nicht vom Engelpapst, (Petrus von Murrone, gewählt am 14. Juli 1294), der zum Zeichen der Unmöglichkeit der Friedenshoffnung wurde, sondern vom Kaiser sollte

die Ordnung des Friedens ausgehen.

Aus Frankreich, in den religiösen Wirren des 16. Jahrhunderts, ertönt die Einsicht, daß nicht Sieg das Kriterium der Wahrheit ist, sondern Wahrhaftigkeit und religiöse Duldung, Toleranz, die Voraussetzung jeglichen Friedens sind.

Wie wenig Frömmigkeit in der Geschichte die Kraft hat, Frieden zu schaffen, zeigt der gescheiterte Versuch des Zaren Alexander, durch eine Heilige Allianz aller Fürsten, Heere und Völker, das Mißtrauen zwischen ihnen auszulöschen. Noch 1822, auf dem Kongreß in Verona, hatte er erklärt: "Heute dürfe es keine englische, französische, russische, preußische, österreichische Politik mehr geben, sondern allein eine zur Rettung der zivilisierten Welt allen Völkern und Herrschern gemeinsame gegen die Revolution." (p.300) Aber politischer Friede läßt sich ebensowenig schaffen ohne religiösen Frieden wie ohne soziale Befriedigung.

Im Jahre 1516 schreibt Erasmus in Basel seinen "Fürstenspiegel", den er dem sechzehnjährigen "Fürsten Karl", dem späteren Kaiser, widmet. Zwei Jahre später läßt er in "Klage des Friedens" den Frieden die Unbegreiflichkeit beklagen, daß das Zeichen des Kreuzes in beiden Feldlagern und Schlachtreihen leuchtet". Als letzte Hoffnung begnügt er sich damit, daß "schließlich...schon viel für den Frieden gewonnen (ist), wenn man ihn aus ehrlichem Herzen will." (p.305) Die einzige Hoffnung des Friedens ist die Begegnung mit Christus, ist seine Gnade.

Sebastian Franck, Geschichtsschreiber in Straßburg, seit 1541 in Basel als Buchdrucker tätig, in seinem "Kriegsbüchlein des Friedens", das er zum Trost "allen Kindern des Friedens und des Lichts" (p.307) geschrieben hat, will die Menschen nur zur inneren Entscheidung für den Frieden bewegen, da "im Reich Christi kein Lärm oder Kriegsgeschrei auf den Gassen" sein soll. (p.308) Denn in dieser Welt ist "Frid mitten im Unfrid", doch soll der Kampf mit geistlichen, nicht mit eisernen Waffen" geschlagen werden. "Der Fried ist der Markstein des Reiches", Krieg ist Empörung gegen das Reich (Christi). (p.308)

Die Idee einer Christlichen Europäischen Republik gegen die Türken, die der Herzog von Sully Heinrich IV. verkünden läßt, wird von dem Pariser Magister Cruce aufgenommen, aber dahingehend korrigiert, daß auch die Türken für den Frieden gewonnen werden und in die neue Ordnung einer neuen Welt eingegliedert werden sollen. "Glaubensirrtümer dürfen nicht bestraft oder korrigiert werden," ...sondern "auf Gott vertrauende Versöhnungsbreitschaft, Glaube an Gottes Werk im Menschen" soll die Grundlage einer neuen Weltordnung sein. (p.312/313)

Leibniz greift diese Ideen auf, tritt ein für eine Vergeistigung der E-

nergien, für einen Frieden des Geistes, der den politischen Frieden in Europa vorbereiten soll, "gegen den Erbfeind, den Barbaren, den Ungläubigen" gerichtet, und der "das Reich Christi erweitern" soll durch Kolonisierung der Kontinente. (p.314)

William Penn erhofft dagegen, daß auch "die Türken und Moskowiter ... aufgenommen werden in einen europäischen Reichstag." (p.315)

Charles Irénée Castel, Abbé de Saint Pierre, sieht "die Völkergemeinschaft Europa" vorgegeben im Werk der Natur dieses Erdteils.

Für Jean Jacque Rousseau jedoch ist eine solche Friedenswelt nur erreichbar "durch gewaltsame und für die Menschheit furchtbare Mittel" (p.318)

Ideen zum Frieden gab es viele in der Geschichte der Gedanken. Die Weltgeschichte ging jedoch andere Wege. Im Jahre 1795, dem Jahr der Friedenschlüsse und Verträge, dem Jahr, in dem Immanuel Kant seine Abhandlung "Zum ewigen Frieden" seinem Verleger übergab, wird durch die Teilung Polens ein Unrecht in Kraft gesetzt, dessen verhängnisvolle Auswirkungen bis heute nicht überwunden werden können. Auch der französischen Revolution war es nicht möglich gewesen, Frieden zu schaffen.

Nach Immanuel Kants philosophischem Entwurf über den Frieden, dessen Idee R. Schneider aufnimmt und weiterdenkt, "wäre Friede nur dann geschlossen, wenn die Anlässe zu künftigen Kriegen, bekannte wie unbekannt, vernichtet wären. Wo die Ehre des Staates in der Vergrößerung der Macht gesehen wird, ist ein Friedensschluß überhaupt nicht möglich." (p.322) Nach ihm sollen stehende Heere langsam abgebaut, Aufhäufungen einer gefährlichen Geldmacht, eines Schatzes zur Kriegsführung, soll verboten, Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines anderen Staates darf nicht erlaubt werden. Wenn es doch zu einem Krieg komme, der der menschlichen Natur "aufgeproft zu sein scheint" darf in ihm nichts unternommen werden, "das im künftigen Frieden wechselseitiges Zutrauen unmöglich macht. Denn irgendein Vertrauen auf die Denkungsart des Feindes muß mitten im Krieg noch übrig bleiben, weil sonst kein Friede geschlossen werden könnte, und die Feindseligkeit in einen Ausrottungskrieg ausschlagen würde. (p.322 f) "Ewiger Friede" wäre dann nur auf dem Kirchhof der Menschengattung zu finden. Wahrhaftigkeit allein, als Vollzug der Wahrheit, kann tragender Grund für das Vertrauen unter den Menschen sein.

Daß die Kirche mit ihrer Lehre vom "gerechten Krieg" gegen ihre eigene Glaubwürdigkeit gesprochen hat, gehört in ihr Schuldbekenntnis. Gegen sie steht Franz von Assisi, der in seiner Zeit den wahren Geist des Reiches Christi verkündete. Er verbot seinen Jüngern zu schwören, Waffen zu tragen und öffentliche Ämter anzunehmen. Während die Päpste seiner Zeit ihn in

Schutz nahmen, fanden die nachfolgenden die Bedingungen dieser eindeutigen Lehre zu weitgehend, schränkten sie ein und stellten die Kirche damit ins Zwielficht. Was bleibt, ist die Autorität des Gewissens des einzelnen Christen. Die Freiheit des Gewissens steht über jeder sie einschränkenden Autorität. Doch wie weit ist diese Freiheit des Gewissens gewährleistet? Und wie eindeutig ist das Gesetz, das es dem Gewissen ermöglicht, sich richtig zu entscheiden. Denn weder das fünfte Gebot, noch das Verbot zu schwören sind in ihrer Geltungsbreite eindeutige Richtlinie. Aber wenn nun auch das Gebot der Nächsten- und Feindesliebe mit seinem Auftrag, Vollzug christlichen Lebens zu sein, in ihrer Uneingeschränktheit diskutiert wird, wie weit ist es dann möglich, die Freiheit des Gewissens zur Grundlage so weitreichender Entscheidungen zu machen.

Damit sind wir bei einem Thema angelangt, vor das die Naturwissenschaftler sich und ihre Forschung gestellt sehen. Sie können ihre Forschung kaum ohne die Hilfeleistung des Staates betreiben, stellen sich damit aber unter die Macht des Staates, der sich ein Recht auf die Forschungsergebnisse sichern wird. Diese Ergebnisse können eine Gefahr für den Frieden werden, wenn sie von gewissenlosen Tyrannen zur Vernichtung von Menschen benutzt werden. Deshalb fordert Alfred Einstein und ähnlich C.F. Weizsäcker, daß ein Wissenschaftler so weit gehen muß, daß er "nicht nur auf die Anwendung, sondern auf das Forschen in einem bestimmten Gebiet...verzichten (muß), weil er weiß, welche Folgen bestimmte Entdeckungen in einem bestimmten Augenblick haben würden. (p.339) Gefordert ist also die innere Freiheit und Verantwortung des Forschers als Glied der Menschengemeinschaft für den Frieden. Daß der Forscher mit einer solchen Haltung aber in ein Verantwortungsdilemma gestellt sein kann zwischen seinen persönlich-sittlichen Werten und einer Schuld am Verhängnis seines Landes, wenn die Forscher anderer Länder nach anderen Werten urteilen, zeigt wiederum, wie schwierig es ist, allgemeine Voraussetzungen für den Frieden aufzustellen.

Ist der "Friedhofsfriede der Menschengattung" also tatsächlich die einzig mögliche eines Friedens in der Welt? Eine übernationale Vereinbarung könnte hemmen und regulieren. Aber besteht genug Vertrauen dafür zwischen den Völkern?

Am Leben des heiligen Eidgenossen Nikolaus von Flüe und an der Entscheidung des heiligen Martin von Tours zeigt R. Schneider den Widerspruch der christlich-geschichtlichen Existenz als wesenseigen. Es geht letztlich darum, Gott mehr zu gehorchen, als den Menschen, "denn Gott ist Fried, und Fried mag nicht zerstört werden" (p.332), auch wenn diese Ordnung nur unter dem Kreuz zu verwirklichen ist. Der Heilige von Tour weigert sich, am Kampf teilzunehmen, weil ihm als Soldat Christi "zu kämpfen nicht erlaubt

ist" (p.333), nicht aus Feigheit. Daß die Feinde um Frieden baten, bevor Martin schutzlos vor die Barbaren treten sollte, wird damit begründet, daß "durch den Tod anderer die Augen des Heiligen (nicht) beleidigt würden. Denn keinen Anderen Sieg durfte Christus seinem Soldaten schenken, als die Unterwerfung der Feinde ohne Blutvergießen." (ibid.) Um des Friedens willen, das Opfer seiner Ehre zu bringen, geschieht nicht aus Feigheit oder Sentimentalität. "Es geht ja nicht um das Getötetwerden, sondern das Töten, und es gehört ohne Zweifel mehr Mut dazu, dieser Unmöglichkeit sich einsam zu stellen, als in der Reihe zu gehorchen," beschließt R. Schneider diesen Abschnitt. (p.334)

Der Christ steht im Streit für den Frieden in einer tragischen Situation. Es kann ihm nicht um Wirkung und Sieg gehen, das ist Gottes Sache, sondern allein um die Tat, das Leben der Liebe. "Er soll in einer Welt walten, sie zu ordnen suchen, von der er weiß, daß sie zerrüttet werden wird." (p.337) Die Ordnung, die er errichten soll, gründet in der Liebe und diese in Gott. Gott aber "ist der Friede, und Friede mag nicht zerstört werden, weil er eben Gott ist. Es ist das Göttliche im Menschen, das den Frieden will. (FW, p.335) Und dennoch stellt die Geschichte den Christen vor die Frage, ob er der nächsten Gemeinschaft, der Familie, dem Volk, dem Kulturzusammenhang nicht Unrecht oder Schaden zufügt, wenn er sich weigert, sie zu verteidigen, auch mit der Waffe. Aber ist eine solche Verteidigung heute noch möglich?

Die Welt ist längst ein Ganzes geworden. Nicht nur die These, daß der Feind mit einer böseren Waffe niedergehalten werden müsse und könne, ist Wahn oder Unaufrichtigkeit, auch Erfindungen sind weder geheim zu halten noch auf das eigene Land beschränkbar. Was geschehen müßte wäre, daß der Krieg im Kriege aufhört, daß mitten im Krieg das Vertrauen auf die Denkmalsart des Feindes übriggeblieben ist. Nur so läßt sich die Gefahr der Vernichtung der Menschheit überwinden. Denn im Falle eines Atomkrieges ist die Beschränkung der Opfer nicht mehr möglich. Die Windrichtung wird die Entscheidung über die Zahl der Toten und darüber, wen das Unheil ereilt, treffen, wie es der amerikanische General James Gavin formulierte.

Aber nicht nur ein Atomkrieg ist die Gefahr, der die Menschheit gegenübersteht. Die Verseuchung der Welt, in der wir leben, bedroht die Menschheit. "Der Krieg ist also schon da, nur daß er ein wenig langsam und im Verborgenen arbeitet, dafür aber vermutlich auf Generationen. Er hat an Raffinesse gewonnen und legt es vorläufig auf die Keimzellen und die Gehirne an. Was soll man aber von einer Generation halten, die es nicht fertigbringt, den Kindern reine Milch zu bieten?" (FWD, p.393)

Was hat der Dichter uns heute, 40 Jahre später, noch zu sagen?

Wir leben nicht im Frieden, sondern im Krieg. Einige Kriegsherde mögen ausgebrannt sein, aber nicht behobene Feindseligkeiten werden auf umso blutigeren Schlachtfeldern ausgetragen. Das Völkermorden und Völkertöten in Afrika, Amerika, Asien und Europa hat eher zu- als abgenommen. Und das nicht nur auf den Schlachtfeldern, sondern in Städten und Dörfern und in den Krankenhäusern, unter Kindern und Erwachsenen, die nichts mehr ersehnen, als ohne Angst leben zu können. Das Recht darauf mag den Worten nach gewährt sein, die tägliche Verwirklichung dieses Rechtes aber steht noch aus.

Auch was die Verseuchung der Umwelt betrifft, müssen wir ähnliches bekennen. Im kleinen Rahmen wird Umweltverschmutzung geahndet und bestraft, aber auf Weltebene bleibt größere Schuld ungestraft. Wir erleben diese Unwahrhaftigkeit, wenigstens auf den Bildschirmen der Fernseher, mit.

Die Gefahr, die sich aus der naturwissenschaftlichen Forschung für den Frieden ergeben kann, ist nicht mehr zu übersehen. Es ist nicht so, daß die Forscher um die Gefahren nicht wüßten. Ihre "Proteste, ihre Angst und ihre Warnungen vor den Folgen ihrer Entdeckungen sind ergreifend und gewiß durchaus auch ernst gemeint. Es fehlt ihnen aber in gleichem Maße die Durchschlagkraft wie den Warnungen der Kirche: weil nämlich die Bereitschaft oder auch nur die Möglichkeit unbedingten Neins in ihnen nicht enthalten ist. Sie liegen im Kraftfeld moderner Staatsmacht, weil ohne diese moderne Forschung gar nicht durchgeführt werden kann." (FWF, p.371)

Wie steht es dann aber mit der persönlichen Freiheit?

Wie niemand ganz frei ist, sind es auch die Forscher nicht, die u.U. gezwungen sind, die Mittel zur allgemeinen Vernichtung der Menschheit vervollkommen zu helfen, auch wenn sie von der Sinnlosigkeit der Opfer überzeugt sind. Dennoch setzte schon Albert Einstein dieser Tatsache das Bekenntnis entgegen, daß man einen innerlich freien und gewissenhaften Menschen zwar vernichten, aber nicht zum Sklaven machen kann; "daß doch Aussicht ist, die gegenwärtige internationale Situation wesentlich zu verbessern: kraft unverzichtbarer sittlicher Freiheit." (FWF, p.372) Daß der Mensch jedoch mit dieser Freiheit zwischen dem Ja und Nein, dem, was er tut und tun muß, auch wenn er es nicht will, seiner Wertewelt, die sein Gewissen beunruhigt, gleichsam gekreuzigt ist, darin sieht R. Schneider die Tragik derer, die sich in Wahrheit verantwortlich fühlen. Es geht ja nicht um das Getötetwerden, sondern darum, dem Befehl zu töten nachzukommen, oder ihn zu verweigern, auch gegen eine andere Wertsicht. Voraussetzung für eine solche Entscheidung ist, daß "mitten im Krieg ein Vertrauen auf die Denkungsart des Feindes übriggeblieben" ist. (ibid. p.375). Erst so würde Friede möglich sein, als "geschichtliche Darstellung glaubensstarker Liebe

zu Gott, der Menschheit und aller Kreatur" als dem höchsten Wert menschlichen Geistes. (ibid. p.377)

Nach Immanuel Kant wäre Friede "nicht nur bewirkt, sondern für alle Zukunft gesichert, wenn das Gebot <Du sollst nicht lügen> Grundsatz (unseres Handelns) werden würde (ibid. p.378), d.h. also, daß das wichtigste Friedenswerk einem jeden von uns überlassen ist, beschließt Reinhold Schneider seine Rede in Frankfurt.

In seiner Düsseldorfer Rede fügt er folgende Sätze hinzu: "Friede ist nämlich Herrschaft der Wahrheit. Und die Wahrheit allein macht frei, sie ist die Freiheit selbst. Und da wir den anderen nicht zur Wahrhaftigkeit zwingen können, da wir uns damit schon an der heiligen Wahrheit versündigen würden: so müssen wir in Gottes Namen anfangen bei uns selbst und versuchen, in der Stille, fern der Pragmatik und dem Pathos unserer verdorbenen Realität zu überzeugen durch die Wahrhaftigkeit unserer Liebe zum Frieden und das heißt zur Welt. (FWD, p.405) Dieser Auftrag ist uns auch heute noch gegeben, trotz aller gegenteiligen Erfahrungen unserer geschichtlichen Wirklichkeit.

In seinem Essay von 1944 "Schwert und Friede" reflektiert Reinhold Schneider über die biblische Botschaft vom Frieden. Von der Verheißung des Friedens in der weihnachtlichen Engelsbotschaft bis zum Friedensgruß des Auferstandenen bedenkt der Christ Schneider diese Botschaft. Widersprüchlich klingen die Worte Jesu wenn er zu Petrus sagt, er solle sein Schwert in die Scheide stecken und dann wiederum, daß er gekommen sei, statt des Friedens das Schwert zu bringen, wenn er verlangt, daß die Jünger alles verkaufen sollen, um ein Schwert zu kaufen, dennoch aber den Menschen in ihren Häusern Frieden zu bringen. Dieser Friede Christi ist ein anderer, als ihn die Welt geben kann. Es ist der Friede "in ihm" und darum den Mächten der Welt unerreichbar. "Frieden haben, das heißt, in ihm leben, weben und sein. Der aber diesen Frieden hat aus der Macht, der Wahrheit, dem Königtum dessen, der der Wahrheit Zeugnis gab, indem er sie lebend vollzog, ein solcher vom Frieden Begnadeter, der muß arbeiten als ein guter Kriegermann Christi (Tim 2,3). ... Der Friede, den die Boten der Wahrheit empfangen haben und in die Welt tragen sollen, ruht auf dem Frieden des Herrn mit sich selbst, im Herzen des Erlösers" (SF, p.407), er entspringt nicht dem Ringen der Menschen und Völker mit sich selbst, ihrer Umwelt und ihren Feinden. Dieser Friede Christi wird vielleicht immer mehr zurückgedrängt werden in das Verborgene, aber "es geht nicht um den Sieg dieses Friedens; es geht darum, daß wir ihn haben und tragen und daß wir stark wie Schwerter sind in der Bewahrung dieses Friedens." (ibid.) Menschen werden das Zeichen auf

der Stirn der Friedensträger erkennen und sich dem Herrn des Friedens beugen - seien es wenige oder viele. Denn er ist der Herr und bleibt es.

Friede ist das Leben in Christus, das Wissen vom Herrn und vom angekündigten Ende, vom ewigen Leben und der Gerechtigkeit, von der Liebe, die alle die Ihren vereint. Das weltliche Schwert kann die Bande nicht zerschneiden. Das Friedensreich Christi lebt unversehrbar unter der Gewalt der weltlichen Schwerter. "Die Schrecken der Erde werden nicht enden, aber sie sollen uns nicht verwirren; mit ganzer Seele wollen wir darum flehen, daß wir <Kinder des Friedens> sein dürfen, mitten im Streit, und Christi Schwert unter den weltlichen Schwertern. Gott in seiner Barmherzigkeit möge uns bereit machen zu einem Opfer, das diese Kindschaft, diese letzte Unbedingtheit bewahrt," ist Reinhold Schneiders Gebet für den Frieden. (SF, p.412)

Dieses Schwert Christi unter den Schwertern der Welt ist "der Kampf des Gewissens, des Glaubens, des Geistes, die bereit sind, alles hinzugeben für Christus - und für das kühne Ärgernis seines Friedens. Es muß die moderne Welt entschiedener herausfordern als die, in der es gestiftet wurde. Denn je mehr der irdische Streit die Lebensweise der Menschen, Denken und Forschen, Staat und Gesetz bestimmt, um so größer muß dieses Ärgernis werden, um so mehr aber auch wird die Welt des Zeichens Jesu Christi: des Menschen, der seinen Frieden lebt, bedürfen." (FJC, p.415)

Dieses Bekenntnis Reinhold Schneiders ist zugleich sein Wort des Trostes und seine Mahnung an unsere Zeit. Friede ist nicht nur möglich, sondern Friede ist da. Es liegt an unserem Tun, ob Gebot und Verheißung in der Geschichte erscheinen. Wir müssen wissen, daß wir, wenn wir uns handelnd oder leidend, denkend oder wünschend, am Frieden der Welt verdingen, auch in uns keinen Frieden haben.

Eine ausgewählte Bibliographie

A) Reinhold Schneider: Gesammelte Werke; Insel Verlag, Frankfurt '77

Band 8: Schwert und Friede

Der Friede der Welt (Wiesbaden) (zit.:FW, p.)

Der Friede der Welt (Frankfurt) (zit.:FWF, p.)

Der Friede der Welt (Düsseldorf) (zit.:FWD, p.)

Schwert und Friede (1944) (zit.:SF, p.)

Der Friede Jesu Christi (1951) (zit.:FJC, p.)

Band 10: Die Zeit in uns

Der Balkon; Suhrkamp TB 1978

B) Balthasar, Hans Urs von: Reinhold Schneider - Sein Weg und
sein Werk, Hegener, Köln 1954

Koepcke, Cordula: Reinhold Schneider - Eine Biographie;

Echter 1993 (zit.: CK, p.)

Reddemann, Karl-Wilhelm: Der Christ vor einer zertrümmerten Welt

R. Schneider - Ein Dichter antwortet der Zeit;

Herder Freiburg 1978

